

Heile Welt

Kann eine Jugendpsychiatrie Kindern helfen, die am Leben verzweifeln?

Von Jana Simon, ZEITmagazin Nr. 50/15, 10.12.2015

Lena sitzt mit dem Rücken zur Tür, schaut reglos aus dem Fenster. Draußen grauer Novemberbrei. Ihre Arme hängen schlapp herunter, wenn man sie anspricht, reagiert sie nicht, Kopfhörer stecken in ihren Ohrmuscheln. Sie hat noch nichts gesagt, aber ihre Düsterei wirkt niederdrückend, als entweiche allen Gegenständen in ihrer Nähe die Farbe. Wann genau es angefangen hat, weiß sie nicht mehr. Vor zwei, drei Jahren dachte sie zum ersten Mal daran, sich umzubringen, malte sich aus, wie sie sich tötet. Erzählt hat sie es niemandem, bis sie solche Kopfschmerzen bekam, dass ihre Eltern sie zum Arzt brachten. Die Ärzte glaubten an einen Hirntumor, aber sie konnten nichts finden. Als alle körperlichen Ursachen ausgeschlossen waren, blieb nur noch die Seele. Lena ging das erste Mal zum Psychologen. Mit 15.

Die Gespräche halfen ihr, aber sie dachte weiter darüber nach, wie sie sich das Leben nehmen könnte. Und sie kotzte nach jedem Essen, um schlank zu bleiben. An einem Mittwoch im Oktober vor einem Jahr sah ihr Vater den Fettfilm in der Toilette, der zurückbleibt, nachdem man sich übergeben hat. »Lena, willst du tot sein?«, fragte er seine Tochter. »Ja«, antwortete Lena. Ihre Therapeutin hatte ihr geraten, sie solle einen Stein auf den Tisch legen, wenn es nicht mehr gehe. Der Stein als Sinnbild für das In-sich-verschlossen-Sein. Lena hätte das nie getan, also legte ihr Vater den Stein für sie auf den Tisch und brachte sie in die Jugendpsychiatrie nach Eberswalde, Brandenburg. An jenem Mittwoch um 18.15 Uhr kommt Lena auf die Akutstation J2 des Martin Gropius Krankenhauses. Sie hat sich die Uhrzeit gemerkt, als Markierung einer neuen Zeitrechnung, der Eintritt in die Jugendpsychiatrie.

Von außen betrachtet, erscheint bei Lena alles gut: Sie geht auf ein Gymnasium, ist hübsch, ihre Eltern arbeiten als Beamte im gehobenen Dienst. Sie haben sie nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

vernachlässigt oder geschlagen, sie kümmern sich um sie. »In die Klapper wollte ich nie«, sagt Lena. Und nun hockt sie im November 2014 in der Jugendpsychiatrie auf ihrem Bett, roter PVC-Boden, die gelben Wände sind kahl, sie kann keine Bilder aufhängen, alles, was spitz ist, ist verboten – Nägel, Stecknadeln, Reißzwecken. Sie trägt die dunklen Haare hochgesteckt, enge Hosen, ihre langen Fingernägel sind orange lackiert. Ein Teenager in der Pubertät. Auf Fragen antwortet sie höflich, doch ihr Blick bleibt abwesend, als laufe in ihren Gedanken ein ganz anderes Programm.

In Wirklichkeit heißt sie nicht Lena, keiner der Jugendlichen in dieser Geschichte trägt seinen richtigen Namen. Die Scham ist zu groß. Eine psychische Krankheit wirkt wie eine Handgranate im Lebenslauf. Verständnis und Mitleid sind begrenzt, die Betroffenen gelten als »Verrückte« oder gar als potenziell gefährlich. Es gibt nicht viele Krankheiten, die von der Umgebung ähnlich stark bewertet werden. Die Fragen reichen bis in die Intimsphäre: Was stimmt nicht mit der Familie? Und Lena fragt sich nun jeden Tag: »Was stimmt nur nicht mit mir?«

Später an diesem Tag im November sitzt sie in der Küche der Station, kreative Therapie. Zehn Jugendliche sind auf der J2, sie müssen auch beschäftigt werden. Lena würde sonst vermutlich ihr Bett nicht verlassen. Sie bastelt eine Katze aus einer Socke. Vanessa hockt neben ihr, hält ihre Lider gesenkt, sie sieht aus, als fange sie gleich an zu weinen. »Bist heute nicht gut drauf, wa!?«, sagt die Pflegerin zu ihr. Vanessa antwortet nicht. Es ist nicht ganz klar, was mit ihr los ist. Sie sagt etwas vage: Drogen. Ihr Vater und ihre Stiefmutter besuchen sie fast nie, sie sind rechtsextreme Aktivisten, eine Tochter in der Psychiatrie passt nicht in ihr Weltbild. Auf der anderen Seite des Tisches bemüht sich Auma aus Kenia, ihrer Katze einen Schwanz anzunähen. Sie wurde von der islamistischen Al-Shabaab-Miliz gefoltert und ist nach Deutschland geflohen. Dann ist da noch Jan, den Lena mag, ein schmaler Junge, der von Pflegefamilie zu Pflegefamilie zieht und schon mehrmals versucht hat, sich umzubringen. Die Jugendlichen sprechen am Tisch kaum miteinander. Die gesammelte Traurigkeit legt sich wie ein Schatten auf die Brust, nimmt den Atem. Wenn man Lena und die anderen fragt, wie es ihnen geht, antworten trotzdem alle: »Gut!«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bald wird auch Nico an diesem Tisch basteln. Er ist erst zwölf Jahre alt und schon aus drei Schulen und aus vier Jugendeinrichtungen geflogen. Gerade wurde die letzte »Maßnahme«, wie das im Jugendamtsdeutsch heißt, Wandern mit zwei Betreuern in Finnland, abgebrochen. Nun ist Nico in Begleitung der Polizei auf dem Weg in die Klinik. Keiner hat ihn bisher gesehen, aber sein Ruf ist bereits alarmierend.

Letzte Station Jugendpsychiatrie: Flucht, Krieg, Vernachlässigung, Armut, Mobbing, Gewalt, Trennung, Stress, Schulverweigerung, Drogen, politischer und religiöser Extremismus – alle gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, konzentriert auf einer Station. Eine Insel der Gestrandeten, die außerhalb der Klinik nicht mehr funktionieren. Vielleicht heißt die Lieblingsdiagnose in der Jugendpsychiatrie deshalb auch: Anpassungsstörung.

Neun Uhr, ein Montagmorgen, Frühkonferenz der Ärzte und Pfleger. Etwa dreißig Menschen sind im Raum, Chefarzt Hubertus Adam fragt: »Wie war das Wochenende?« Die Oberärztin der J2, Katrin Gräfe, antwortet: »Nico ist aus Finnland eingeflogen worden. Er hat keinen richterlichen Beschluss.« Das heißt, er muss nicht im Krankenhaus bleiben, wenn er nicht mag. Die Leiterin der Tagesklinik sagt, ein Mädchen sitze bei ihnen und weine, es habe einen Abschiedsbrief geschrieben. »Ihre Suizidalität liegt bei 10.« Das ist der höchste Wert. Aber das Mädchen will nicht in der Klinik bleiben. Was macht man nun mit ihm? Entlassen oder dabehalten? Es geht auch um Personal und um Geld. Jeder Tag in der Psychiatrie kostet etwa 300 Euro, egal, welche Diagnose ein Patient hat. Das Pragmatische existiert neben dem Ungeheuerlichen, dass Teenager nicht mehr leben wollen und schon Vierjährige auf der Station sind, weil sie anderen mit Lego die Köpfe einhauen.

Wenn man den Statistiken glauben kann, sind 20 Prozent der Kinder und Jugendlichen in Deutschland psychisch auffällig, 12 bis 15 Prozent davon sind behandlungsbedürftig, aber nur 8 Prozent in Behandlung. Suizid ist nach Verkehrsunfällen die häufigste Todesursache unter Jugendlichen. Warum werden Kinder psychisch krank? Und sagt das etwas aus über unsere Gesellschaft?

Nach der Morgenbesprechung läuft Chefarzt Hubertus Adam hinüber in sein kleines Büro im zweiten Stock der Kinderstation. Auf dem Tisch stehen Buntstifte und Bauklötze. Adam ist 56, ein großer Mann mit kurzen blonden Haaren. Seit acht Jahren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ist er Chefarzt in Eberswalde, vorher war er in Hamburg. Er ist Chef von etwa 100 Mitarbeitern, die im Schichtbetrieb arbeiten. Vierzig vollstationäre Plätze gibt es in Eberswalde.

Adam weiß, die Kinder- und Jugendpsychiatrie ist für die meisten ein Ort, den sie nie betreten wollen. Im Nationalsozialismus wurden auffällige Kinder umgebracht. »Die Jugendfürsorge hat sich ebenso wie die Kinderpsychiatrie missbrauchen lassen.« Bis heute gibt es immer wieder Skandale. Adam selbst saß in der Untersuchungskommission zur Aufarbeitung der Vorfälle in den Heimen der Haasenburg GmbH, die 2013 bekannt wurde wegen Misshandlungen von Kindern und Jugendlichen. Adam will die Wirklichkeit zeigen, den Alltag der Jugendpsychiatrie. »Es ist Unsinn, dass alle Patienten bei uns mit Psychopharmaka behandelt werden. Nur ein Drittel bekommt Medikamente. Und wir nehmen niemandem die Kinder weg oder psychiatrisieren sie.« Deshalb hat er zugestimmt, dass das ZEITmagazin zwei Jugendliche ein Jahr lang begleitet: Lena und Nico.

Adam sieht einzelne Patienten einmal die Woche zum Gespräch. Wenn sie zu ihm kommen, weiß er noch nichts über sie. Er versucht, unvoreingenommen zu sein. »Natürlich gibt es biologische und genetische Aspekte, warum ein Kind krank wird«, sagt Adam. Es existieren »Suizidfamilien«, in denen sich über Generationen mehrere Menschen umgebracht haben. Da fragt sich Adam: Ist das nun vererbt oder eine Familiendynamik, in der man nicht überleben kann? Meist ist es eine Mischung aus biologischen und sozialen Ursachen. »Ich habe hier noch nie ein Kind gesehen, in dessen Familie es nicht auch Probleme gab.« Vielleicht kann man aber auch in jeder Familie einen Abgrund finden, wenn man nur lange genug danach sucht. Nicht alle Jugendlichen, die in der Jugendpsychiatrie landen, sind psychisch gestört, manche haben nur eine vorübergehende Krise. »Die Kinder sind in den letzten zwanzig Jahren nicht kränker geworden«, sagt Adam, »aber wenn sie krank sind, dann richtig.«

Lena isst Germknödel zu Mittag, dann verschwindet sie auf der Toilette. Nun hat sie Kopfschmerzen und hockt auf ihrem Bett. Lena geht in der Klinik auch zur Schule, ein paar Stunden am Vormittag. Dort gibt es keine Klingel, keine Zensuren, keiner fragt, wie viel sie geschafft hat. Lena sagt: »Ich fühle mich hier beschützt vor allem.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drinne, wie sie die Jugendpsychiatrie nennt, denke sie nicht so oft an Selbstmord.

Draußen, sagt sie, erdrückten die Eltern sie mit ihrer Liebe.

Jedes Wochenende fährt Lena nach Hause. Der Sonnabend fängt gut an, aber am Sonntag sehnt sie sich zurück in die Klinik. Sie kann dann nicht aufhören, daran zu denken, wie sie sich etwas antut, sitzt fest im Gedankensumpf, fügt sich selbst Schmerz zu. Wenn Lena vom Ritzen erzählt, verändert sich ihre Körpersprache. Sie richtet sich auf, ihre Stimme wird weich, klingt verzückt: »Das ist ein unglaublich schönes Gefühl, dieses warme Blut auf deiner Haut. Früher tat es weh, aber für einen Moment nimmt es dir so viel Last.«

Lena weiß nicht mehr genau, wie es anfang. Ihre Mutter war vor ein paar Jahren depressiv und verschwand zu einer Kur. Ihrer Tochter sagte sie nichts. Lena gab sich die Schuld am Verschwinden der Mutter. »Meine Eltern versuchen, ein liebevolles Familienleben zu führen, und ich mache alles kaputt.« Lena – das böse Mädchen, das Geld klaut, patzige Antworten gibt und lügt. Lena nennt sich selbst ein Problemkind. »Ich hasse mich«, sagt sie. »Ich will nicht so aussehen, wie ich aussehe.« Dabei betrachtet sie ihre Beine mit Abscheu. »Ich will abnehmen, wenn man sich übergibt, geht es am schnellsten.«

Draußen besucht sie ein Gymnasium. Sie hat Angst, nicht zu genügen. Sie glaubt, die Noten entscheiden über ihr gesamtes weiteres Leben, ob sie einmal Geld verdienen oder Hartz IV beziehen wird. »Ich will nicht Toiletten putzen. Ich will nicht versagen, sondern das Beste.« Das ist: Chemie zu studieren. Sie will alles unter Kontrolle halten: ihr Gewicht, ihr Aussehen, ihre Zukunft, was andere von ihr denken. Es ist zu viel.

In der Klinik gibt es kein WLAN, keine Lehrer, keine Eltern, keine Freunde. Niemand fordert etwas. Deshalb ist Lena froh, hier zu sein. Sie hält sich an die Regeln, wie die meisten und anders als der Neuankömmling Nico, der schon am ersten Tag die Grenzen austesten wird. Deshalb sagt sie nach fünf Wochen auf der J2, dass sie gern bleiben würde. »Hier werde ich richtig auf das Leben vorbereitet. Dann gehe ich raus und bin ein superstarker Mensch.« Für Lena ist die Jugendpsychiatrie ein Pausenraum der modernen Leistungsgesellschaft.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

KATHRIN DREVES-KAUP, BEHANDELNDE ÄRZTIN VON LENA:

»Fünf bis sechs Patienten habe ich. Die Regel ist, zwei Psychotherapiestunden in der Woche, mehr als eine schaffe ich aber zurzeit oft nicht. Ich bin nur 30 Stunden in der Klinik, muss sehr ausführliche Krankenberichte schreiben, habe Nachtdienste und bin öfter die einzige Ärztin auf der Station. Auf der J2 ist die häufigste Erstdiagnose F 92.8, eine kombinierte Störung des Sozialverhaltens und der Emotionen. Lena hat eine depressive Episode mit einer Essstörung. Sie ist nicht tief depressiv, hat aber permanent psychosomatische Kopfschmerzen und seit Langem diese Stimmungsinstabilität. In der Beziehung zu mir ist Lena sehr angepasst, reflektiert, achtet genau darauf, wie ich auf sie reagiere, und verhält sich dementsprechend. Sie versucht, es einem recht zu machen. Lenas Eltern fragen mich: ›Woran liegt es denn? Alles ist doch gut!‹ Da ist eine hohe Abwehr zu spüren. Aber je mehr wir uns an den Symptomen abarbeiten, desto weniger reden wir über die wirklichen Probleme. Lenas Eltern sind bemüht, gute Eltern zu sein. Keine Familie ist davor gefeit, dass ein Kind seelische Probleme entwickelt.«

An einem Mittwochnachmittag im November steht Nico im Flur der J2. Der Junge, der in Finnland zwei Betreuer in die Flucht geschlagen hat, ist schmal und hat blonde Löckchen. Er schweigt. Er ist schlecht gelaunt. Er will raus. Gleich beginnt die Ergotherapie. Dreimal in der Woche geht die J2-Gruppe dorthin. Nico hält die Arme vor seiner Brust verschränkt. Die Therapeutin fragt ihn: »Was machst du draußen gern?« Nico: »Zocken.« Lena bastelt einen Traumfänger. Nico brennt schließlich die Umrisse von Bart Simpson auf ein Holzstück. In der Abschlussrunde soll jeder sagen, wie es war: Lena hat nun schon den zweiten Traumfänger gebastelt. Der erste war ihr nicht gut genug. Mit dem zweiten ist sie wieder nicht zufrieden, sie ist fast nie zufrieden mit sich. Selbst die Ergotherapie ist für sie ein Leistungstest. Nico findet alles nur sehr, sehr anstrengend.

Ein paar Tage später. Die Station J2 ist geschlossen, Taschen werden kontrolliert. Ein Mädchen hat eine Klinge eingeschmuggelt und sich damit so sehr geritzt, dass die Wunde genäht werden musste.

Im Schwesternzimmer sitzen die Pfleger zusammen, durch ein Fenster haben sie einen guten Blick auf den Flur, ein zweites Fenster geht zum Überwachungszimmer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schichtwechsel. Eine Schwester erzählt, was geschehen ist: Die Wunde des Mädchens ist 10 bis 15 Zentimeter lang. Es hat Tavor, ein Psychopharmakon, bekommen, das soll die Angst nehmen und beruhigend wirken, und das Mädchen wird nun eins zu eins betreut, wie das hier heißt. Eine blonde Schwester schiebt ihren Stuhl an die Scheibe, dahinter liegt das Mädchen auf seinem Bett, um seinen rechten Arm trägt es einen Verband. Es ist 16.

Die Schwester berichtet, das Mädchen habe die Klinge in seinem Plüschtier versteckt, seine Suizidalität liege bei 8. »Ich weiß nicht, ob sie wegrennt. Die Tür bleibt erst mal zu, und wir begleiten sie überallhin. Wenn sie will, bringt sie sich um, aber nicht hier!« Der Ton unter den Pflegern ist rau, die Worte sind dazu da, Distanz zu schaffen. Anders ist es wahrscheinlich nicht auszuhalten.

Die Schwester geht zu den anderen Patienten über: Auma, das Flüchtlingsmädchen: »Sie schläft, sie isst.« Vanessa habe einen guten Tag gehabt, der Vater habe endlich einen Termin fest zugesagt. Lena habe beim Frühstück gelacht, sich geschminkt und einen Zopf geflochten. Anzeichen des Lebensmutes.

Die blonde Schwester, die am Beobachtungsfenster sitzt, fragt in die Runde: »Sie drückt das Plüschtier so fest, ist da alles raus?« Sie verlässt den Raum, als sie wiederkehrt, hält sie zwei Sicherheitsnadeln in der Hand. Das Mädchen hatte sie in seinem Verband versteckt.

Jetzt geht es um Nico. Eigentlich geht es immer um Nico, seit er auf der Station ist. Er dominiert die Gespräche. Beim Ausgang hat er sich von der Gruppe abgesetzt, ein Feuerzeug musste ihm abgenommen werden. Aus Frust ist er gegen die Türen auf der Station gesprungen. Am Abend hat er vermutlich auch gegen parkende Autos getreten. Evi, die Oberschwester, die schon seit fast 40 Jahren in der Klinik arbeitet, sagt: »Er denkt, er kann sich alles erlauben. Wir können das nicht einfach dulden!« Es gibt ein Punktesystem in der Jugendpsychiatrie, an dem man das Verhalten der Patienten ablesen kann. Wer sieben Minuspunkte gesammelt hat, wird beim Ausgang zurückgestuft. Es ist Anfang der Woche, und Nico hat bereits fünf Minuspunkte. Die Pfleger denken über eine Ausgangssperre nach, die Nico vielleicht als Machtgebärde wertet und worüber er vielleicht noch mehr ausrastet. »Was machen wir mit ihm?«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fragt eine Schwester. Das ist die Frage, die Nico verfolgt, wo immer er auftaucht. Draußen gibt es für ihn keinen Platz und drinnen auch nicht.

Am nächsten Tag ist Nico verschwunden. Schwester Evi musste die Polizei holen, eine Vermisstenanzeige aufgeben. Deshalb mag sie auch nicht ihren Nachnamen in der Zeitung lesen, weil sie ein wenig Angst hat vor der Rache der Patienten, die sich vielleicht schlecht behandelt fühlen. Gegen 14 Uhr steht Nico wieder auf dem Flur. Die Polizei hat ihn in die Klinik zurückgebracht. Er ist völlig aufgelöst, sein Gesicht ist gerötet. »Die können mich nicht länger als 24 Stunden einsperren. Das ist Freiheitsberaubung«, schleudert er dem Pfleger entgegen. Der Pfleger antwortet: »Geh in dein Zimmer!« Man merkt seiner Stimme an, dass er sich nach Hause wünscht. Nico hat Tränen in den Augen aus Wut und aus Ohnmacht. Beide tun einem leid.

Am Morgen darauf sitzt Nico zum Vorstellungsgespräch bei Chefarzt Hubertus Adam auf dem Sofa. Nico hat seine Hände unter die Oberschenkel geschoben, er schaut zu Boden.

Adam: Weißt du eigentlich, warum du hier bist?

Nico: Finnland wurde abgebrochen. Davor bin ich aus dem Heim rausgeflogen, dann war ich auf einmal hier. Für mich ist das eine Bestrafung.

Adam: Das ist ja blöd. Weißt du, was die Kinderpsychiatrie erreichen soll?

Nico: Ja, ich war schon mal zwei Monate in Frankfurt in der Klinik. Ich denke, ich sitze in der Geschlossenen.

Adam: Der Grund ist aber, dass wir dir helfen wollen. Auch wenn es hier Regeln gibt, die du einhalten musst.

Nico: Ich kann das halt nicht so gut.

Adam: Dann beginnt der Teufelskreis: Es gibt eine Strafe, und du bist sauer, dann kommt die nächste Strafe, und du bist noch saurer.

Nico: Hm.

Adam: Wie war das in der Schule?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nico: Die fünfte Klasse habe ich noch geschafft, dann kam die Sechs. Dann sind alle auf andere Schulen gegangen, das hat mich angekotzt, und ich bin nicht mehr hingegangen. Dann habe ich mit den Älteren rumgegangen ... rauchen, trinken, die machen Blödsinn. Ich mache auch Blödsinn.

Adam: Was hat deine Mutter dazu gesagt?

Nico: Ich habe ihr immer erzählt, ich hätte den Bus verpasst. Dann kam wieder das Jugendamt, die wollen mich und meine Mutter nerven. Ich sollte abends spätestens 22 Uhr zu Hause sein.

Adam: Hat das geklappt?

Nico: Nee, Mann. Meine Mutter hat mich abends mit dem Auto gesucht. Voll peinlich! Ich will jetzt am liebsten nach Hause. Scheiße, die haben mich hier auf dem Kieker. Das sind Arschlöcher.

Adam: Was ist so schlimm hier?

Nico: Die ganzen Regeln, Handy erst ab 15.30 Uhr, ab 20 Uhr im Zimmer sein. Zu Hause habe ich keine Regeln. Eigentlich.

Adam: Was ist mit deinem leiblichen Vater?

Nico: Der hat Selbstmord gemacht, der Wichser. Da war ich vier. Ich will nicht drüber reden.

Adam: Wer sagt, dass er ein Wichser war?

Nico: Wenn einer nur säuft, Drogen nimmt, seine Frau schlägt und einen Sohn hat und sich nicht für ihn interessiert ...

Adam: Was weißt du über seinen Selbstmord?

Nico: Na ja. (schweigt)

Adam: Weißt du gar nichts darüber?

Nico: Meine Mutter hat es mir erzählt. Ich musste immer nachfragen.

Adam: Du bist noch ganz schön wütend auf deinen Vater.

Nico: Ja, ich will seinen Namen nicht hören.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Adam: Wie heißt du mit Nachnamen? Wie er?

Nico: Ja!

Die beiden schweigen einen Augenblick. Nico liegt inzwischen fast auf dem Sofa des Chefarztes. Er sinkt immer mehr in sich zusammen.

Adam: Wie soll es weitergehen?

Nico: Ich will nach Hause!

Adam: Wenn du zu Hause bist, bist du wieder wütend. Das wird nicht klappen.

Nico: Doch!

Adam: Ich mach dir einen Vorschlag, du darfst hierbleiben. Wir schauen, ob wir es hinkriegen, dass du nicht mehr so wütend bist. Ich glaube, du bist ein toller Junge.

Nico: Ja, schön. Egal.

Adam: Denkst du drüber nach?

Nico: Nö. Ich bin auf der Station eingesperrt. Sagen Sie mir, wie komme ich da raus?

Nico vergräbt seinen Kopf in den Händen. Das Gespräch ist beendet. Die Jugendpsychiatrie ist nicht der richtige Ort für Nico, das wissen alle Beteiligten. Im klinischen Sinne ist er nicht krank, er ist nur aus allen anderen Einrichtungen schon hinausgeflogen. Und seine Mutter ist mit ihm überfordert. Auch das ist die Akutstation der Jugendpsychiatrie – eine Notunterkunft für Jungen und Mädchen, die nicht funktionieren, die nirgendwo hineinpassen, die Obdach brauchen. Eine der häufigsten Fragen, die Ärzte und Pfleger stellen, ist: »Wo sollen sie sonst hin?«

Nico läuft zurück auf die J2. Er sagt nicht viel. Eigentlich gehört er noch auf die Kinderstation, aber die Ärzte haben Angst, dass er dort die Kleinen tyrannisiert. Seine Akte trifft stets vor ihm ein. Nun hat er ein Einzelzimmer neben den Pflegern. Er setzt sich auf den Stuhl neben dem Bett, wirkt fast schüchtern. Regeln empfindet er als eine Art persönlichen Angriff auf seine Freiheit. So häuft er weiter »Minuspunkte« für schlechtes Verhalten an: Er raucht, vergisst den Tischdienst und ärgert seine Mitpatienten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nico beobachtet die anderen sehr genau. Den Namen von Vanessas Stiefmutter hat er gegoogelt und gesehen, dass sie NPD-Mitglied ist. Mit Auma, dem Flüchtlingsmädchen aus Kenia, hat er sich unterhalten, sie erzählte ihm von ihrer Heimat. »Vielleicht hat sie Ebola?«, meint Nico. Er ist erst seit zwei Wochen in Eberswalde. Aber es ist klar, dass er auch hier nicht lange bleiben wird. Die letzte Station vor seiner Finnlandreise war eine Unterbringung in einer Pflegefamilie. Acht Wochen lang hat er es dort ausgehalten. Danach notierte das Jugendamt: »Auch diese Hilfe musste beendet werden, da Nico am Wohnort mehrere Waldbrände verursachte, Tiere quälte und seine Betreuungspersonen in einem Keller einschloss und drohte, das Haus anzuzünden.«

Als er nach Hause zurückkehrte, ging er nicht in die Schule, blieb im Bett, während seine Mutter und der Stiefvater arbeiteten. Er spielte mit der Playstation Call of Duty und trank Red Bull. Abends traf er sich mit Kumpels. Es folgten Anzeigen: Einbrüche, Körperverletzung, Drogen. Nico ist außer Kontrolle. Er produziert fortwährend Hauptsätze mit Ausrufezeichen am Ende, sie verdecken die Nebensätze, die komplizierter sind.

Seit vier Jahren ist das Jugendamt in Nicos Leben. Die Reise nach Finnland mit zwei Betreuern sollte zwei Monate dauern und dem »Aufbau von Sozialkontakten« dienen. Nach vier Wochen eskalierte ein Streit, Nico warf einem der Betreuer einen Stein an den Kopf. »Ich fliege immer überall raus«, sagt Nico. »Aber von zu Hause bin ich noch nie abgehauen«, fügt er leise hinzu. Es ist einer der Augenblicke, in denen man denkt, Nico ist noch erreichbar, wenn man nur genug Zeit und Kraft investiert. Oder ist das ein Trugschluss?

Die Behörde gab nach Finnland auf: »Das Jugendamt sah zu diesem Zeitpunkt keine Möglichkeiten mehr, Nico auf freiwilliger Basis (Antrag der Kindesmutter) mit pädagogischen Mitteln zu erreichen. Es sollte eine klinische Diagnostik erfolgen.«

Nun telefoniert Nico jeden Tag mit seiner Mutter, er sagt, sie weigere sich, ihn abzuholen. Er hat ihr an den Kopf geknallt, sie lasse ihn im Stich. Da hat sie aufgelegt.

Seitdem er in der Klinik ist, hatte er vier bis fünf Gespräche. Seine Psychologin hat die Station gewechselt. Nun ist er bei einem Therapeuten, der aus Spanien stammt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er spricht gut Deutsch, aber Nicos Fall ist komplex. Jeder Zwischenton hat eine Bedeutung. Auch die Ärzte und Pfleger haben ihre Geschichte, Familie, Kinder, Alltag. Sie bemühen sich, aber niemand kann 24 Stunden lang für die Patienten da sein, was man bei manchen vermutlich müsste. Selbst beim Jugendamt kümmerten sich über die Jahre viele verschiedene Sachbearbeiter um Nico. Jeder Wechsel ist für ihn ein weiterer Beweis, dass sich doch niemand wirklich für ihn interessiert. Er hat Beziehungen und Nähe immer nur als zerstörerisch erlebt. Als etwas, das nie lange währt. Also verschwindet er, sobald es zu eng, zu nah oder zu lange zu werden droht. Wer Beziehungen gar nicht erst eingeht, kann auch nicht enttäuscht werden. Nico würde jetzt gern rauchen, aber das ist verboten. Wenn man ihn fragt, wovor er sich fürchtet, antwortet er: Al-Kaida, IS, die Taliban. Abstrakte Kämpfe, weit entfernt von seinem Alltag. Anschließend fragt er, was eigentlich der Unterschied sei zwischen dem IS und den Taliban. Im nächsten Augenblick meint er, sein Traumjob sei Auftragskiller, für jeden Mord 2000 Euro. Nico grinst. Er provoziert, er schlägt um sich, weil er die Stille in seinem Inneren nicht aushält. Einmal, 2013, fragt er seine Mutter mal wieder nach seinem Vater. Zuvor hatte sie stets geantwortet, er sei krank. Lange dachte Nico deshalb, sein Vater lebe noch, wolle ihn aber nicht sehen. »Ich wusste, da stimmt was nicht.« Dann sagte er seiner Mutter: »Jetzt kannst du es mir erzählen. Jetzt bin ich erwachsen.« Mit elf.

KATRIN GRÄFE, OBERÄRZTIN J2:

»Ich arbeite seit zwanzig Jahren in dieser Klinik. Die Kinder und Jugendlichen haben immer früher immer komplexere Störungen – Anpassungsschwierigkeiten, Selbstverletzungen, Trennungsängste. Gefühlt hat ADHS zugenommen. Das ist aber auch eine Trenddiagnose, da kann etwas anderes dahinterstecken – zu wenig Struktur oder dass keine Grenzen gesetzt werden. Das Ritzen gehört mittlerweile zum Klinikalltag. Die Unsicherheit der Eltern ist groß: Wie erziehe ich richtig? Heute gibt es eine unüberschaubare Menge an Erziehungsratgebern, und die Eltern verlassen sich nicht mehr auf ihren Instinkt. Sie bieten oft keinen Halt. Dass Kinder zu uns kommen, bei denen die Eltern noch zusammen sind, ist eher selten. Und es gibt zwei Gruppen von Eltern: diejenigen, die auf keinen Fall möchten, dass ihre Kinder ein Medikament bekommen, und diejenigen, die das auf jeden Fall möchten. Immer häufiger sagen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eltern zu mir: ›Mein Kind braucht ein Medikament!‹ Dann sagen wir: ›Das sind keine Zuckerperlen.‹ Dahinter steckt der Wunsch, dass die Kinder möglichst schnell wieder funktionieren. Aber die Jugendlichen gehen unter in einer Flut von Reizen, den Medien, den Sozialen Netzwerken und der Beziehungsarmut auf der anderen Seite. Dazu kommen schulischer Druck und Abstiegsängste. Heute hat jede Klasse eine WhatsApp-Gruppe. Wenn ein Kind abschaltet, ist es nicht mehr auf dem Laufenden. Wir in der Jugendpsychiatrie sind eine kleine Miniwelt. Wir sehen hier drinnen die Probleme, die die Gesellschaft draußen hat. Abends habe ich oft keine Worte mehr, weil ich den ganzen Tag geredet und zugehört habe. Früher wollte ich die Welt retten, jetzt bin ich bescheidener geworden. Für viele Jugendliche erreiche ich eine Verbesserung, aber ich werde nicht deren komplette Familien verändern können. Einmal kam ein 18-jähriges Mädchen zu mir, das ich behandelt hatte, als es 13 war. Es bedankte sich: ›Sie haben mir das Leben gerettet, sonst hätte ich mich damals umgebracht.‹ «

An einem Nachmittag im vergangenen Dezember treffen sich Ärzte, Pfleger und Psychologen in der Küche der J2 zu einer Fallbesprechung. Nico ist seit drei Wochen auf der Station. Die Psychologin, die Nico zu Beginn behandelte, referiert seine Geschichte: »Nico hat aggressive Impulsdurchbrüche. Seit der Einschulung ist er schwierig geworden. Er hatte Schulbegleiter, es gab Prügeleien mit Lehrkräften. Die Mutter konnte nicht mehr arbeiten und bat das Jugendamt um Hilfe. Sämtliche Maßnahmen scheiterten. Die Mutter ist aber gegen eine geschlossene Einrichtung. Nicos Vater war Alkoholiker, er hat die Mutter gewürgt. Die beiden haben sich getrennt. Der Vater hat sich 2006 erhängt.« Danach herrscht Stille in der Küche. Der Chefarzt Hubertus Adam fragt: »Wie ist er auf Station?«

Pfleger: »Am Anfang dachte ich, das ist ein kleiner niedlicher Junge mit Locken. Dann wurde es immer schlimmer. Er ist von der Schule abgehauen. Grenzen akzeptiert er nicht, er droht mit Anzeigen. Einmal hat er von Station aus die Polizei angerufen und gesagt, er wird hier festgehalten.«

Hubertus Adam: »Ich fand den schon auch klasse. Ein blonder Engel.« Die Schwester neben ihm verdreht die Augen. »Für mich ist er kein Engel, eher ein Wolf im Schafspelz. Wir arbeiten hier Tag und Nacht für seine fünf Minuten – stellen Sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich vor, wenn er nachts mit dem Feuerzeug etwas anzünden würde oder wenn es mein Auto wäre, das er zerstört«, sagt sie. Hubertus Adam will die Runde beenden: »Wir können ihn nicht wegschicken, weil wir ihn nicht leiden können. Man muss schauen, wie man an seine kindlichen Seiten herankommt. Im Moment ist er nicht zu halten. Ich würde ihn bald entlassen, mit der Möglichkeit wiederzukehren.« Am anderen Ende des Tisches sitzt die Oberärztin Katrin Gräfe, sie hält den Kontakt zum Jugendamt und zur Mutter: »Keine Schule wird ihn draußen nehmen!«

Die Frage bleibt: Wohin mit Nico?

Auf der anderen Seite des Flurs liegt Lena auf dem Bett und spielt mit ihrem Nintendo. Ab halb vier nachmittags verwachsen die Jugendlichen auf der J2 mit ihren Handys. Nintendos und Mobiltelefone sind für ein paar Stunden am Nachmittag erlaubt. Die Pfleger befürchten, sonst würden ihnen die Jugendlichen weglaufen. Lena ist nun seit sieben Wochen in der Klinik. Manchmal wirkt sie, als sollte man sie besser nicht ansprechen, abweisend und zurückgezogen. Im nächsten Moment reagiert sie freundlich und spricht so reflektiert über sich, als habe sie ein Psychologie-Seminar belegt. An diesem Morgen ist sie mies gelaunt. Jan wurde entlassen. Lena und Jan haben sich verliebt. Eigentlich ist das verboten. Auf der Station gibt es Hinweisschilder mit den Regeln: Keine Umarmungen, keine Küsse. Jan hat Lena erst am vergangenen Tag seine Liebe gestanden. Nun besucht er eine Tagesklinik. Die beiden haben sich versprochen, auf WhatsApp Kontakt zu halten. Lenas Kopfschmerzen sind nach wie vor stechend, und sie übergibt sich noch immer nach dem Essen. Sie sagt, sie sei auf der Station aber fröhlicher. Sie werde ernst genommen, im Gegensatz zu Nico stört es sie überhaupt nicht, dass die Eingangstür abgeschlossen ist. Wenn es nach ihr ginge, könnte der Ausgang ganz gestrichen werden.

In den vergangenen Wochen hat Lena vier Kilo abgenommen. Sie isst nicht viel und hat sich Bilder von magersüchtigen Mädchen auf Tumblr angeschaut. »Ich finde es wichtig, dass man meine Wirbelsäule, die Hüftknochen und meine Rippen sieht. Und dass zwischen meine Oberschenkel ein Ziegelstein passt.« Ihre Stimme hat jetzt einen ähnlichen Klang wie beim Reden über das Ritzen. Lena weiß an jedem Tag genau, wie viel sie wiegt, ihr Gewicht bestimmt, wie es ihr geht. Nach außen behält sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Kontrolle, funktioniert, das Kotzen und das Ritzen sind die sichtbaren Zeichen der Krankheit, die Risse in der Fassade.

Jetzt bricht es aus Lena heraus: »Ich habe keinen Bock.« Keinen Bock auf die Familie. Es ist ein Moment, in dem sie ihre Aggression zeigt, die Deckung verlässt. Lena reagiert genervt, wenn ihre Eltern sie fragen: »Wie geht's dir?« Wenn sie antwortet: »Gut!«, folgt sogleich die Nachfrage: »Wirklich? Geht's dir wirklich besser?« Die Sorge nimmt Lena die Luft, aber zugleich sehnt sie sich nach ihr. Im Gegensatz zu anderen Jugendlichen auf der J2 wirkt Lenas Familie perfekt. So, dass selbst die Ergotherapeutin der Klinik meint, Lenas Leid komme ihr manchmal ein wenig aufgesetzt vor, als ob sie ihre Umgebung auffordern wolle: Kommt, kümmert euch um mich! Lena sagt, ihre Mutter gebe ihr das Gefühl, sie leide nur, um der Mutter wehzutun. »Ich mache das nicht mit Absicht«, sagt Lena. »Ich liege nicht abends im Bett und überlege, wie ich meine Mutter fertigmachen kann.«

Vom Flur dringt Geschrei. Nico hat seine Zimmereinrichtung demoliert. Die Atmosphäre unter den Jugendlichen ist gerade nicht besonders gut. Wenn man Lena fragt, wie sie sich fühlt im Augenblick, vergleicht sie ihre Stimmung mit dem Wetter: meist sehr starker Regen und manchmal Gewitter. Wann sie aus der Klinik kommt, weiß sie nicht. Ihre Ärztin sagt, für eine Entlassung sei Lena noch zu instabil.

CHRISTINE KELLER, OBERÄRZTIN UND STELLVERTRETENDE
CHEFÄRZTIN:

»Eine psychische Störung zu heilen dauert in etwa so lange, wie es braucht, sie zu entwickeln. Diese Zeit hat keiner mehr. Für alle Diagnosen gibt es eine Nummer, aber nicht alles passt in eine Nummer. Und der Kostendruck hat zugenommen: Die Kassen fragen ständig nach, warum sind die Patienten immer noch da?

Einerseits kann man in dem jungen Alter unserer Patienten noch etwas ausrichten, andererseits ist unser Einfluss begrenzt. Wir können individuelle Mechanismen lehren, sich zu behaupten. Aber danach kehren die Kinder und Jugendlichen wieder in das gleiche Umfeld zurück. Ein Junge bei uns auf der Kinderstation ist acht Jahre alt, seine Eltern sind Alkoholiker. Er legt, wohl aus Wut, überall Feuer. Die Frage ist, kann er zu Hause gesund aufwachsen? Die Psychiatrie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kann nicht alles richten, wenn drum herum nichts stimmt. Die Eltern denken oft, wir sind eine Reparaturwerkstatt. Es geht sehr viel um Leistung. Bei einem Viertel der Patienten glaube ich, sie sind völlig normal, und man müsste als Diagnose abnormale soziale Umstände, eine blöde Schule oder hochanspruchsvolle Eltern angeben.«

Ein Morgen im vergangenen Dezember. Nico schaut mit drei anderen Frauentausch auf RTL 2. Es geht um einen Jungen in seinem Alter. Der wird von seinem Vater angeschrien, danach weint er allein im Zimmer und wird von seiner Tauschmutter in den Arm genommen. Die leibliche Mutter des Jungen brüllt im Wald Bäume an vor Wut. Es ist eine groteske Szene: Drei Jungen, denen es nicht besonders gut geht, sehen im Fernsehen einer Familie zu, der es auch nicht gut geht, und versuchen, darüber zu lachen. Wirklichkeit und TV-Realität sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Warum sind die einen in der Klinik, und die anderen treten im Fernsehen auf?

Nico trägt seine Haare kürzer, und auf seinem Basecap steht obey. Gehorchen. Wenn er wüsste, was es heißt, würde er es nicht aufsetzen. Er darf jetzt nur in Begleitung zu den Therapien, damit er nicht wieder abhaut. Bei der Kunsttherapie ist er zum ersten Mal. Nico entscheidet sich für einen Bleistift, er malt seinen Künstlernamen »apex« auf ein Blatt, daneben zeichnet er eine Waffe und eine Art Hakenkreuz. Dann lehnt er sich zurück und verschränkt die Arme. Sein Bild ist eine Kampfansage. Lena hingegen hat sich vorgenommen, mit Pastellkreide eine nackte Frau zu malen. Der Akt zeige einen sehr hohen Anspruch, sagt die Kunsttherapeutin. Sie sagt auch: »Es ist ganz wichtig, die Sachen nicht zu werten, die hier entstehen.« In Wahrheit wird in der Jugendpsychiatrie andauernd bewertet. Jedes Gespräch, jede Reaktion, jede Handlung wird eingeordnet, analysiert, hinterfragt.

Am Nachmittag liegen Nico, Lena und die anderen auf Matten, der Sporttherapeutin haben sie gesagt, sie wollten entspannen. Nico setzt sich in die Hängematte, schaukelt hin und her. Lena döst. Da geht die Therapeutin zu Nico und streicht ihm über den Kopf, immer wieder, minutenlang. Angespante Stille. Und es passiert nichts, er lässt es zu. Es ist der erste Augenblick, in dem Nico friedlich wirkt. Wie ein großes trauriges Kind. Als er auf die Station zurückkehrt, ist er wieder in Alarmbereitschaft. Die Schwester erwartet ihn schon. Er bekommt sein Handy nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erst muss er die Wand in seinem Zimmer putzen, an der in schwarzer Schrift sein Name steht. »Das war ich nicht!«, sagt Nico. »Doch, das warst du!« Es ist ihm peinlich. »Ich war es doch«, gibt er nachher leise zu. In einer Woche soll er entlassen werden.

Deshalb wartet Nicos Mutter auf dem Gang, ein schmale Frau Mitte dreißig mit rötlichen Haaren. Sie ist zur »Helferkonferenz« in die Klinik gekommen. Im Zimmer des behandelnden Psychologen treffen sich Nicos Mutter, der Sachbearbeiter vom Jugendamt und die Oberärztin Katrin Gräfe. Gemeinsam wollen sie beraten, wie es mit Nico weitergehen könnte. Vom ersten Augenblick an herrscht Spannung zwischen Nicos Mutter und dem Mann vom Jugendamt. Nicos Mutter beginnt, sie ist der Meinung, Nico solle die Psychiatrie verlassen und wieder in die Schule gehen. Aber welche Schule nimmt ihn? Der Mann vom Jugendamt sieht keine Perspektive für Nico, solange die Tür der Mutter offen steht. Manchmal spricht er auch in der dritten Person über sie, als säße sie gar nicht mit am Tisch. Eine Behörde, die mit ihren Maßnahmen am Ende ist, trifft auf eine Mutter, die ebenso wenig weiterweiß. Die Oberärztin Gräfe schaltet sich ein, aber auch sie klingt etwas ratlos. Sie sieht bei Nico ein pädagogisches Problem, das mit den Mitteln einer Klinik allein nicht zu lösen sei. »Was sollen wir hier behandeln?« Dann beugt sie sich zu Nicos Mutter: »Ihr Sohn will nach Hause!« Alle Seiten haben auf ihre Weise recht, nur Nico ist im Dreieck der Helfer irgendwie verschwunden.

Die Mutter wünscht sich, dass Nico weiter in die Tagesklinik geht, um herauszufinden, woher sein Verhalten rührt. Die Oberärztin zweifelt, dass dies eine Lösung ist. Denn Nico will nicht in der Klinik bleiben. Der Mann vom Jugendamt zählt noch einmal alle Missetaten und Verfehlungen von Nico auf. Er blickt zur Mutter: »Ich mache Ihnen den Vorwurf: Sie sagen immer, es sind die anderen.« Nicos Mutter ist gekränkt: »Ich bin also eine schlechte Mutter!? Was wollen Sie von mir, dass ich das Sorgerecht abgebe?«

Der Mann vom Jugendamt: »Ja, Sie müssen ihm signalisieren, dass er nicht bei Ihnen leben kann. Er kriegt einen Vormund vom Jugendamt und kommt in die geschlossene Psychiatrie.« Nicos Mutter sinkt auf ihrem Stuhl zusammen, leise murmelt sie, dann sei sein Leben versaut. Aus dem Mann vom Jugendamt bricht die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufgestaute Wut: »Ich weiß nicht, was Sie noch mehr versauen könnten!« Ein Satz wie ein Fausthieb. Sie rennt aus dem Zimmer. Die Oberärztin läuft ihr hinterher. Nach einer Weile kehrt Nicos Mutter zurück, die Oberärztin versucht zu vermitteln: »Die Frage ist, wie schaffen Sie das ohne Unterstützung? Ihr Sohn braucht starke Strukturen.« Das Jugendamt will eine Empfehlung der Klinik, dass Nico in eine geschlossene Einrichtung geht. Der Oberärztin geht das zu schnell, dazu ist sie nicht bereit, sie fordert erst ein Sachverständigengutachten.

Nicos Mutter ist verzweifelt: »Nico weiß, wie er mich unter Druck setzen kann. Aber ich kann ihn nicht im Stich lassen. Einer muss ihm sagen, dass er ihn lieb hat.« Der Mann vom Jugendamt legt nach: »Nico führt Sie am Nasenring durch die Manege. Sie sind dem Jungen hilflos ausgeliefert.« Die Mutter soll entscheiden, ob sie das Sorgerecht abgibt. Sie fängt an zu weinen. »Nach dem Selbstmord meines Mannes kann Nico nicht auch noch die Mutter verlieren. Das ist mein Kind!«

Nach so einer Runde fühlt es sich an, als habe sich der Himmel verdunkelt, als müsse man sich hinlegen und mindestens eine Woche schlafen. Wenn man die Mitarbeiter in der Jugendpsychiatrie fragt, wie sie ihre Arbeit aushalten, antworten sie, sie hätten gelernt, sich nicht in jedem Fall zu verlieren. Sie beschreiben es als eine Gratwanderung zwischen Mitgefühl und professioneller Distanz. Aber wie lange ist das möglich, ohne dass man abstumpft und gar nichts mehr empfindet? Noch etwas fällt auf nach vielen Wochen auf der Station, am härtesten wird stets über die Eltern der Kinder oder Jugendlichen geurteilt. Im Prinzip können sie kaum etwas richtig machen, entweder sind sie überbesorgt, oder sie vernachlässigen ihre Töchter und Söhne. Oft genug sind sie sicher mitverantwortlich für das Leid ihrer Kinder, aber sie eignen sich auch zu schnell als Schuldige, auf die sich alle Probleme projizieren lassen.

Nicos Mutter ist nach dem Gespräch angeschlagen. Zusammen mit ihrer kleinen Tochter, Nicos Halbschwester, und ihrem neuen Freund läuft sie in die Cafeteria der Klinik. Sie will ihre Sicht erzählen. Nicos Mutter kam 1999 als Au-pair-Mädchen aus Bulgarien nach Deutschland, dann heiratete sie Nicos Vater. Als Nico drei Jahre alt war, hielt der Vater der Mutter ein Messer an den Hals, und Nico ging dazwischen: »Papa, lass Mama los!« Die Mutter sagt, Nico habe ihr das Leben gerettet. Als sie in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Rettungsstelle trotzdem noch behauptete, die Kopfverletzung stamme von einem Stoß gegen den Schrank, sprach Nico es aus: »Mama, das war doch Papa!«

Mutter und Sohn sind eng verbunden, so eng, dass die Mutter das Gefühl hat, in der Schuld ihres Sohnes zu stehen. Fortan fällt es ihr schwer, ihrem Sohn Grenzen zu setzen. In ihren Augen kann er nicht viel falsch machen. Sie steht ihm bei, so wie er ihr beigestanden hat.

In der zweiten Klasse bekommt Nico eine neue Lehrerin, ein Machtkampf entbrennt – zwölf Lehrer gegen Nico und die Mutter. So war es oft: Mutter und Sohn gegen alle anderen. Nico wechselt die Schulen, prügelt und wird verprügelt, einmal so stark, dass er in der Notaufnahme landet. Schließlich geht er gar nicht mehr zur Schule. Dann beantragt die Mutter 2012 Hilfe beim Jugendamt. Sie weiß, wie das geht, sie arbeitet selbst als Erzieherin in der Jugendhilfe.

Die Mutter glaubt, Nico brauche eine Therapie, er habe den Tod seines Vaters nicht verarbeitet. Im Dezember 2005 trennte sie sich von ihrem Mann. Am 21. Januar 2006 sollte Nico seinen Vater das erste Mal allein besuchen. Zwei Tage vorher brachte er sich um. Dadurch verlor Nico auch seine Großeltern väterlicherseits, die Nicos Mutter die Schuld am Selbstmord ihres Sohnes gaben. Eine Angel ist das Einzige, was Nico von seinem Vater geblieben ist, sagt die Mutter. Neben ihr malt die Tochter, sie ist acht Jahre alt und spricht kein Wort, aber sie hört alles mit.

Daheim ist Nico der liebe Sohn, ruhig, zuvorkommend, hält sein Zimmer in Ordnung. Sobald er das Haus verlässt, beginnt der Krieg. Draußen ist Feindesland. »Aber ich kann nicht meine Arbeit aufgeben und ihn immer begleiten«, sagt Nicos Mutter.

Mitte Dezember 2014 wird Nico aus der Klinik entlassen und zieht wieder zu seiner Mutter.

HUBERTUS ADAM, CHEFARZT:

»Die Psychiatrie kann nicht die Gesellschaft heilen. Sie ist der Brennpunkt der Gesellschaft. Einerseits sind wir Menschenforscher, andererseits Koordinator und Schnittstelle für Angehörige und Jugendämter. Die Frage für uns ist, wie stellt sich die innere Welt des Kindes dar? Lena ist traurig, einsam und depressiv, Nico hingegen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

traurig, einsam und wütend. Ihre seelischen Probleme führen dazu, dass sie sich selbst zu zerstören versucht. Er will seine Umwelt kaputt machen. Beide sind ganz unterschiedlich, aber beide sind nicht in der Lage, draußen mit sich und anderen klarzukommen.«

Lena bleibt ein paar Wochen länger als Nico auf der Station J2. Dann kommt sie in die Tagesklinik, dort darf sie über Nacht nach Hause. Am 6. Februar wird sie nach insgesamt vier Monaten in der Jugendpsychiatrie entlassen. Sie wechselt das Gymnasium. Lena geht in die 10. Klasse. Ihren Mitschülern erzählt sie, sie sei wegen eines Nierenproblems im Krankenhaus gewesen. Im Sommer erscheint sie zu einigen verabredeten Treffen nicht oder sagt in letzter Minute ab. Am Telefon bleibt sie weiter freundlich. Sie gehe nun einmal die Woche zu einem Psychotherapeuten. Sie fühle sich besser, sagt sie. »Die Jugendpsychiatrie war das Beste, was mir passieren konnte.« Darüber reden mag sie nicht.

An einem Vormittag im Juli hockt Nico wieder in einem Zimmer auf der J2. Seit drei Wochen ist er zurück. Diesmal haben ihn drei Polizisten direkt vom Gerichtssaal in Handschellen in die Klinik begleitet. Nico ist vor Kurzem 13 Jahre alt geworden. In den vergangenen sechs Monaten hat er draußen in der Kleinstadt bei seiner Mutter 29 Anzeigen angehäuft. Man kann sagen, der Fall Nico ist explodiert. Er wird in ein geschlossenes Heim eingewiesen werden, das er nicht verlassen darf. Es ist die härteste Maßnahme für diejenigen, bei denen alles andere nicht gewirkt hat. Im Augenblick ist aber nirgendwo in Deutschland ein Platz für ihn frei. Das bedeutet wieder Notunterkunft in der Jugendpsychiatrie.

Nico erscheint verändert, in seinem rechten Ohr steckt ein »Tunnel«, ein fast ein Zentimeter großes Loch. Er hat es sich selbst mithilfe von Dehnungsstäbchen gestochen. Seine blonden Locken sind abgeschnitten, aus seinen Gesichtszügen ist das Kindliche gewichen. Er blickt sein Gegenüber kaum noch an, knetet fortwährend seine Hände. Nico darf nun gar nicht mehr hinaus, nur einmal am Tag in den Garten, der von einer Mauer umschlossen ist. Wenn er in seinem Zimmer sitzt, hat er das Gefühl durchzudrehen, dann bittet er um ein Beruhigungsmittel: »Wenn ich so sauer bin, dass ich nicht pennen kann.« Auch am Wochenende bleibt er auf der Station. »Ich habe richtig viel Scheiße gebaut«, sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bei seiner Mutter ist er wieder nicht zur Schule gegangen, hat geklaut, Drogen genommen und sie auch verkauft. Seine Mutter gab schließlich auf und stellte den Antrag, dass Nico in eine geschlossene Einrichtung kommt, was sie zuvor abgelehnt hatte. Nun hat das auch ein Gutachter empfohlen, und es gibt einen Gerichtsbeschluss für ein Jahr. »Dabei sollte darauf geachtet werden, dass die Kindesmutter möglichst wenig Einfluss auf Nico haben darf.«

Nico schweigt. »Ich dachte nicht, dass es wirklich so weit kommt«, sagt er schließlich und legt die Stirn auf den Tisch. Er spricht nun zum Fußboden. Er dachte nicht, dass seine Mutter es tatsächlich durchzieht. Nun ist es, als habe auch sie ihn verlassen. Nico ist zu weit gegangen, und er weiß es. Jetzt muss er weiter rebellieren, um wenigstens noch vor sich selbst bestehen zu können. Er blickt sich auf der Station um: »Wie ich weitermache, können die hier nicht bestimmen!« Von seiner Zukunft hat Nico eine erstaunlich bürgerliche Vorstellung. Mit 18 möchte er die 10. Klasse geschafft haben, als Koch arbeiten und eine Familie gründen. »Ich hoffe, wenn ich ein Kind bekomme, ist es nicht so eine Rotzgöre wie ich.«

Was hat das vergangene Jahr, die Zeit in der Jugendpsychiatrie bei Lena und Nico bewirkt? Im Nachhinein hätte der Chefarzt Nico vielleicht nicht als Gesprächspartner empfohlen. Selbst während seines Aufenthaltes auf der J2 im Sommer ist Nico zweimal abgehauen. Bei einem Ausgang hat er einer alten Dame die Handtasche gestohlen. Danach hat Hubertus Adam mit ihm gesprochen, aber auch für den Chefarzt war Nico nicht mehr erreichbar. Nicos Verzweiflung und Zorn sprengen jede Einrichtung. »Wir sind ein Krankenhaus, wir können ihn nicht zehn Jahre lang behandeln«, sagt Adam. »Im Prinzip gebe ich kein Kind auf, aber ich kann nicht alle retten.« Bei Lena hat der Chefarzt dagegen ein gutes Gefühl.

An einem Montag in diesem Herbst warten Lenas Eltern in einem Café in Berlin. Lena reagiert nicht mehr auf Anrufe oder Briefe. Ihr Vater sagt, sie wolle nicht mehr über ihre Krankheit, über die Psychiatrie sprechen. Vielleicht ist ihre Verweigerung auch ein Zeichen der Heilung, sie traut sich, die Erwartungen nicht zu erfüllen, nicht zu funktionieren. Die Eltern bestellen Wasser. Sie tasten sich vor, beide wirken, als hätten sie Schweres hinter sich, lächeln aber trotzdem.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Den ersten Besuch in der Jugendpsychiatrie haben sie als traumatisch in Erinnerung. Die anderen Jugendlichen erscheinen ihnen viel gestörter als Lena. »Wir wollten schnelle Lösungen, dass es schnell vorbeigeht«, sagt Lenas Mutter heute. Am Anfang konnte sie bei den Gesprächen nicht dabei sein, als sie schließlich Lenas Ärztin traf, sagte die: »Schön, dass auch Sie es einrichten konnten, zu kommen!« Für Lenas Mutter klang das wie ein Vorwurf, als interessiere sie sich nicht für ihre Tochter. Die Eltern hatten viele Fragen: Was hat Lena? Haben das viele? Ist das schlimm? Die Ärzte konnten nicht immer darauf antworten, manchmal vergaßen oder verwechselten sie auch Details. Das kann bei der Menge an Patienten geschehen, aber für Lenas Eltern wirkte es wie Desinteresse. Dennoch sagt die Mutter jetzt: »Lena brauchte die Zeit in der Jugendpsychiatrie. Das war ein Luftholen für sie und für uns.«

Heute verstehen Lenas Eltern die J2 als das, was sie ist – eine Krisenstation, auf der die schweren Fälle konzentriert sind. Dort geht es um Notbehandlung und Stabilisierung. Darum, Leben zu retten. Heute sind sie dankbar, dass es einen Ort wie diesen gibt, der in der schlimmsten Zeit Hilfe, Sicherheit und Unterschlupf bietet. Erst danach beginnt der eigentliche Prozess der Genesung.

Lena schafft das Schuljahr. »Das hätten wir ihr nicht zugetraut«, sagen die Eltern. Sie will Abitur machen, sie fühlt sich besser als vor einem Jahr. Aber Lenas Vater ist skeptisch, wie es in ihrem Inneren wirklich aussieht. Nach wie vor hat sie Heißhungerattacken, bei denen sie den Kühlschrank leert und hinterher alles wieder erbricht. Einmal in der Woche redet sie mit einem Psychologen, und sie nimmt ein Antidepressivum, das auch die Essattacken mindern soll. Manchmal sehen Lenas Eltern frische Wunden vom Ritzen an ihren Armen. Doch immerhin spricht ihre Tochter jetzt mit ihnen. Für die Eltern war das vergangene Jahr kaum auszuhalten, die Mutter macht nun selbst eine Therapie. »Für den Moment war die Klinik gut. Sonst hätte Lena sich etwas angetan«, sagt der Vater. Jetzt hat sie Pläne, will ihr Zimmer neu gestalten. Vorbei ist es noch nicht.

Nico ist seit August in einer geschlossenen Einrichtung in Baden-Württemberg. Dort kümmert sich ein Betreuer nur um ihn. Seitdem ist er von dort dreimal weggelaufen. Anfang November sagt der Betreuer zu Nicos Mutter am Telefon, nun

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sei Nico angekommen. Im Dezember darf sie ihn besuchen. Zum ersten Mal seit Langem gibt es so etwas wie Hoffnung.

HINTER DER GESCHICHTE

Besonderheiten bei der Recherche: Da die Hauptpersonen dieser Geschichte noch minderjährig sind, mussten auch die Eltern von Lena und Nico den Gesprächen mit unserer Autorin zustimmen und die Ärzte von ihrer Schweigepflicht entbinden. Die Reporterin konnte bei einzelnen Therapiesitzungen und Besprechungen dabei sein und hat diese wortgetreu aufgezeichnet. Dauer der Recherche: Ein Jahr, mit Unterbrechungen

Auf dem Innenhof der Jugendpsychiatrie

Der Chefarzt Hubertus Adam sagt: »Ich kann nicht jeden retten«

Zwei Jungs betrachten die Weihnachtsfeierfotos der Klinik

Geräteraum der Ergotherapie

»Was stimmt nicht mit mir?« Es ist die häufigste Frage in der Jugendpsychiatrie im brandenburgischen Eberswalde

Das Bett einer Patientin auf der Station J2

Was wichtig ist auf der Station: Miteinander reden